

(Nachdruck verboten.)

19)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Die Maslowa hatte die Hände in die Ärmel ihres Sträflingskleides versenkt und den Kopf nach unten gebeugt. So sah sie da, schaute zwei Schritte vor sich auf den festgestampften Fußboden und sagte nur:

„Ich thue Euch nichts, laßt Ihr mich auch in Ruhe. Ich thue Euch nichts,“ wiederholte sie einigemal und schwieg dann ganz. Sie wurde erst dann wieder ein wenig munter, als die Wotschowa und Kartinkin fortgeführt wurden und ein Wärter eintrat, der ihr drei Kubel brachte.

„Bist Du die Maslowa?“ fragte er.

„Da, das schickt Dir eine Dame,“ sagte er dann und reichte ihr das Geld.

„Was für eine Dame?“

„Nimm hin. Soll man auch noch reden mit Euch!“

Dieses Geld hatte die Kitajewa, die Wirtin der Maslowa, geschickt. Als sie aus dem Gericht heraustrat, wandte sie sich an den Gerichtskommissar mit der Frage, ob sie der Maslowa etwas Geld geben könnte. Der Gerichtskommissar sagte, das könnte sie. Nach dieser Antwort zog sie den samischledernen, dreiföpfigen Handschuh von der dicken, weißen Hand, holte aus den hinteren Falten ihres seidenen Rocks ein modernes Portemonnaie hervor, wählte aus einer ziemlich großen Menge Coupons, die erst kürzlich von den durch sie „verdienten“ Talons getrennt waren, einen zu zwei Kubel und fünfzig Kopeken aus, that zu ihm noch zwei Zwanzigkopekenstücke und ein Zehnkopekenstück hinzu und übergab sie dem Kommissar. Der Kommissar rief einen Wärter und übergab ihm das Geld im Beisein der gütigen Spenderin. — „Bitte, geben Sie es richtig ab,“ sagte Karolina Albertowna dem Wärter.

Der Wärter war beleidigt über dieses mangelhafte Vertrauen und ging deshalb so böse mit der Maslowa um.

Die Maslowa freute sich über das Geld, weil es ihr das verschaffte, was sie jetzt allein wünschte.

Nur eine Zigarette bekommen und den Rauch einziehen, dachte sie, und all ihre Gedanken vereinigten sich in diesem Wunsch, zu rauchen. Sie trug solch großes Verlangen danach, daß sie gierig die Luft einatmete, in welcher Tabakrauch zu spüren war, der aus der Thür des Nebenimmers in den Korridor drang. Aber sie mußte noch lange warten, weil der Sekretär, der sie entlassen sollte, die Verurteilten vergessen hatte und in ein Gespräch, ja sogar in einen Disput über den verbotenen Artikel mit einem der Anwälte verwickelt war.

Endlich, um fünf Uhr, wurde sie entlassen, und die Transportsoldaten — der Nishegoroder und der Tschuwäsche — führten sie durch den hinteren Ausgang aus dem Gericht. Noch im Flur des Gerichtsgebäudes gab sie ihnen zwanzig Kopeken mit der Bitte, ihr zwei Semmel und Zigaretten zu kaufen. Der Tschuwäsche lachte, nahm das Geld und sagte: „Schön, wollen Dir's kaufen,“ und kaufte wirklich ehrlich Zigaretten und Semmel und gab das überschüssige Geld heraus. Unterewegs durfte sie nicht rauchen. So kam die Maslowa mit dem unbefriedigten Wunsch, zu rauchen, in das Gefängnis zurück. Als sie in die Thür geführt wurde, brachte man von der Eisenbahn wohl hundert Sträflinge ein. Im Durchgang stieß sie mit ihnen zusammen.

Die Sträflinge — bärtige und rasierte, alte und junge, Russen und Fremde, einige mit rasierten Köpfen — klirrten mit ihren Fußketten, erfüllten den Vorraum mit Staub, mit dem Lärm ihrer Schritte, mit Stimmen und scharfem Schweißgeruch. Als die Sträflinge an der Maslowa vorbeulamen, schauten alle nach ihr um, und einige traten zu ihr und berührten sie.

„Ei, Mädel — schön!“ sagte einer. „Fräuleinchen, grüße Sie,“ sagte ein anderer und zwinkerte mit den Augen. Einer, ein schwarzer, mit ausgerasiertem blauen Nacken und einem Schnurrbart im rasierten Gesicht, der in Fußfesseln ging und mit ihnen klirrte, sprang zu ihr hin und umarmte sie.

„Ei, die kennt ihren Freund nicht mal! Hab Dich nur

nicht so!“ rief er mit entblößten Zähnen und glänzenden Augen, als sie ihn zurückstieß.

„Frecher Kerl, was machst Du da?“ rief der von hinten herzutretende Gehilfe des Gefängnisdirektors.

Der Sträfling fuhr zusammen und sprang eiligst fort. Der Gehilfe aber fiel über die Maslowa her. „Was machst Du hier?“

Die Maslowa wollte sagen, daß man sie aus dem Gericht gebracht hätte, aber sie war so milde, daß sie keine Lust hatte, zu sprechen.

„Aus dem Gericht, Euer Wohlgeboren,“ sagte der Befreite Transportsoldat, indem er hinter den Vorübergehenden hervortrat und die Hand an die Miße legte.

„Nun, dann liefere sie dem Aufseher ab. Aber was ist das für eine Unordnung!“

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!“

„Sofolow! Aufnehmen!“ rief der Gehilfe.

Der Aufseher trat herzu und stieß Maslowa böse gegen die Schulter. Dann nickte er ihr mit dem Kopfe zu und führte sie in den Korridor der Frauenabteilung.

Hier im Korridor wurde sie überall befüßt, durchsucht, und als man nichts fand (die Schachtel mit Zigaretten war in die Semmel hineingeschoben), wurde sie in dieselbe Zelle hineingelassen, aus der sie morgens herausgetreten war.

## Dreißigstes Kapitel.

Die Zelle, in welcher die Maslowa gefangen gehalten wurde, war ein neun Ellen langer und sieben Ellen breiter Raum mit zwei Fenstern, einem hervortretenden abgeblättern Ofen und Pritschen, deren Bretter von der Trockenheit Risse bekommen hatten. Letztere nahmen zwei Drittel des ganzen Raums ein. In der Mitte gegenüber der Thür befand sich ein dunkles Heiligenbild mit angeklebtem, kleinem Wachlicht. Unter dem Bild war ein eingestäubter Immortellenstrauch aufgehängt. Links hinter der Thür war eine schwarze Stelle auf dem Fußboden; dort stand der Kübel. Die Inspektion hatte soeben stattgefunden; die Frauen waren schon für die Nacht eingeschlossen.

Die gesamten Insassen dieser Zelle waren fünfzehn: zwölf Frauen und drei Kinder.

Es war noch ganz hell, und erst zwei Weiber lagen auf den Pritschen: die eine, bis an den Kopf in ihren Sträflingsrock gehüllt, war eine Närrin, die wegen Unordnung in ihren Papieren eingesperrt war — diese schlief fast immer —, und die andre eine Schwindsüchtige, die eine Strafe wegen Diebstahls absaß. Diese schlief nicht, sondern lag, mit dem Sträflingskleid unterm Kopf, mit weit geöffneten Augen da und gab sich Mühe, nicht zu husten. Die übrigen Weiber waren sämtlich mit unbedecktem Kopf und nur in Hemden aus groben Leinen; einige saßen auf der Pritsche und nähten, andre standen am Fenster und schauten auf die im Hof vorbeiziehenden Sträflinge. Eins der Weiber, welche nähten, war dieselbe Alte, die Maslowa begleitet hatte: Korablewa, ein finster aussehendes, hohes, starles Weib mit gerunzelter Stirn, voller Falten im Gesicht und einem herabhängenden Hautsack unter dem Kinn. Sie trug ein kurzes Pöpschen blond, an den Schläfen ergrauter Haare und eine haarige Warze auf der Wange. Diese Alte war wegen Todschlags ihres Mannes mit dem Beil zu Zwangsarbeit verurteilt. Sie hatte ihn aber deshalb erschlagen, weil er ihrer Tochter nachgestellt hatte. Die Korablewa war die Zellenälteste; sie handelte auch mit Branntwein. Sie nähte mit einer Brille und hielt die Nadel in ihrer großen Arbeitshand nach bairischer Art mit drei Fingern, die Spitze auf sich gerichtet. Neben ihr saß und nähte ebenso Sade aus Segeltuch ein kleines, stumpfnäsiges, schwarzhäutiges Weib mit kleinen, schwarzen Augen, gutmütig und schwachhaft. Das war eine Bahnwärterin, die zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war, weil sie nicht mit der Flagge an den Zug herantreten, und mit dem Zug ein Unfall passiert war. Das dritte nähende Weib war Jedosja — Jemitschka, wie die Gefährtinnen sie nannten —, ein weißes, rohwangiges Ding mit hellen, blauen Kinderaugen und zwei langen blonden Pöpsen, die um den kleinen Kopf gewunden waren. Sie war noch sehr jung und lieblich anzusehen und war wegen eines Vergiftungsversuchs an ihrem Mann eingesperrt. Sie hatte ihn sofort nach ihrer

Verheiratung zu vergiften gesucht, die mit ihr als sechzehnjährigem Mädchen vollzogen worden war. In den acht Monaten, während der sie, gegen Bürgschaft entlassen, das Urteil erwartete, hatte sie sich nicht nur mit dem Mann ausgeföhnt, sondern ihn sogar so liebgewonnen, daß das Urteil sie mit ihrem Mann wie ein Herz und eine Seele zusammenlebend antraf. Trotzdem der Mann und der Schwiegervater und namentlich die Schwiegermutter, die sie liebgewonnen hatte, sich vor Gericht mit aller Kraft bemühten, sie zu rechtfertigen, wurde sie zur Verbannung nach Sibirien, zur Zwangsarbeit verurteilt. Diese gute, fröhliche, oft lächelnde Jedosia war die Nachbarin der Maslowa auf der Britsche. Sie hatte die Maslowa nicht nur liebgewonnen, sondern sah es als ihre Pflicht an, sich um jene zu kümmern und ihr dienlich zu sein. Unbeschäftigt saßen auf den Britschen noch zwei Weiber: eins von vierzig Jahren, mit blassem, hagerem Gesicht, das vielleicht früher einmal sehr hübsch gewesen, jetzt aber mager und blaß war; sie hielt ein Kind in ihrem Arm und nährte es. Ihr Verbrechen bestand darin, daß, als in ihrem Dorf ein Ketrut ausgehoben wurde — nach Ansicht der Bauern ungeleglich ausgehoben wurde — das Volk den Landrat zurückgehalten und den Ketruten weggenommen hatte. Dieses Weib aber, die Tante des ungesetzhchen Weggenommenen, hatte zuerst nach dem Hugel des Pferdes gegriffen, auf dem der Ketrut fortgeführt wurde.

Weiter saß unthätig auf der Britsche eine nicht große, ganz runzelige, gutmütige Alte mit grauem Haar und buckligem Rücken. Diese Alte saß auf der Britsche am Ofen und gab sich den Anschein, als haschte sie einen vierjährigen, kurz geschornen, kleinen Dickwanst, der an ihr vorüberlief und sich vor Lachen ausschüttete. Das Jüngelchen lief im bloßen Hemdchen an ihr vorbei und sagte stets ein und dasselbe: „Elsch, hast mich nicht gekriegt!“ Die Alte war samt ihrem Sohn wegen Brandstiftung angeklagt und ertrug ihre Einsperrung mit erhabener Gutmütigkeit. Sie grämte sich nur um ihren Sohn, der gleichzeitig mit ihr im Gefängnis saß, aber am allermeisten um ihren Alten, der ohne sie — das war ihre Sorge — ganz verlaufen würde, da die Schwiegertochter fortgegangen war, und nun niemand ihn rein wusch.

Außer diesen sieben Frauenzimmern standen noch vier an einem der geöffneten Fenster, hielten sich an dem Eisengitter und unterhielten sich durch Zeichen und Rufe mit den auf dem Hof vorüberziehenden selben Sträflingen, mit welchen die Maslowa am Eingang zusammengestoßen war. Eins von diesen Weibern, die eine Strafe wegen Diebstahls abfaß, war ein großes, schweres, fuchsrotes Frauenzimmer mit hängendem Leibe, gelblich weißem, sommersprossenbedecktem Gesicht und ebensolchen Armen, sowie einem dicken Halse, der sich aus dem losgebundenen, aufgeschlagenen Kragen hervordrängte. Sie schrie mit schriller Stimme unanständige Worte aus dem Fenster. In einer Reihe mit ihr stand eine dunkle, plumpe Arrestantin mit dem Buchse eines zehnjährigen Mädchens, mit langem Rücken und ganz kurzen Beinen. Ihr Gesicht war rot, mit Flecken, breitstehenden, schwarzen Augen und dicken, kurzen Lippen, die die weißen hervortretenden Zähne nicht verdeckten. Sie lachte winselnd mit Unterbrechungen demjenigen zu, der auf den Hof hinaus trat. Diese Gefangene, wegen ihrer Puffsucht „Tausend-schönchen“ genannt, war wegen Diebstahls und Brandstiftung verurteilt. Hinter ihnen stand in sehr schmutzigem, grauem Hemd ein jämmerlich anzusehendes, hageres, sehniges, schwangeres Weib. Sie war wegen Hysterie verurteilt. Dieses Weib schwieg, aber lächelte während der ganzen Zeit beifällig und gerührt über das, was auf dem Hof vorging. Die vierte stand am Fenster. Sie saß wegen heimlichen Branntweinverkaufs und war ein mittelgroßes stämmiges Frauenzimmer vom Lande mit sehr vorsehenden Augen und gutmütigem Gesicht. Dieses Weib, die Mutter des Knaben, der mit der Alten spielte, und des siebenjährigen Mädchens, die bei ihr im Gefängnis waren, weil sie sie niemand überlassen konnte, schaute ebenso wie die andren zum Fenster hinaus, aber strickte unaufhörlich Strümpfe und runzelte mit geschlossenen Augen mißbilligend die Stirn über das, was die auf dem Hof vorübergehenden Sträflinge sagten. Ihre Tochter aber, das siebenjährige Mädchen mit aufgelöstem weißem Haar, stand im bloßen Hemdchen neben der Fuchsroten, hielt sich mit den mageren, kleinen Händchen an deren Rock, hörte mit stillstehenden Augen aufmerksam auf die abscheulichen Schimpfworte, die die Frauenzimmer sich mit den Sträflingen zuwarfen, und wiederholte sie im Flüsterton, als ob sie sie auswendig lernte. Die zwölfte Gefangene war die Tochter

eines Küsters, die ihr Kind im Brunnen ertränkte. Sie war ein großes, stattliches Mädchen mit wirrem Haar, das aus einem kurzen, dicken, blonden Zopf hervordrängte. Sie verwandte keine Aufmerksamkeit auf das, was um sie her vorging, wanderte barfuß nur im schmutzigen grauen Hemde auf dem freien Platz in der Zelle hin und her und wandte sich kurz und schnell um, wenn sie bis zur Wand gekommen war.

### Einunddreißigstes Kapitel.

Als das Schloß klrte und die Maslowa in die Zelle hineingelassen wurde, wandten alle sich ihr zu. Sogar die Küsterstochter blieb einen Augenblick stehen, schaute auf die Eintretende, erhob die Augenbrauen, aber ging dann, ohne ein Wort zu sagen, sofort wieder mit ihren großen entschiedenen Schritten hin und her. Die Korablewa steckte die Nadel in die grobe Leinwand und starrte die Maslowa durch die Brille fragend an.

„O weh! Da ist sie wieder! Und ich glaubte, sie würden Dich freisprechen,“ sagte sie mit ihrer heiseren, fast männlichen Bassstimme. „Bist sicher verdonnert.“

Sie nahm ihre Brille ab und legte ihr Nähzeug neben sich.

„Tantchen und ich haben auch schon über Dich gesprochen, Schwälbchen. Man kann mit einem Mal freikommen. Kommt vor, sagten wir. Geben sogar noch Geld dazu, wie sich's eben trifft,“ begann alsbald mit ihrer singenden Stimme die Bahnwärterin. „Aber nun steht man's. Unfre Meinung war nicht richtig. Der Herrgott denkt sein eigen Teil, Schwälbchen,“ führte sie ununterbrochen ihre freundliche, wohlklingende Rede.

„Ach, haben sie Dich wirklich verurteilt?“ fragte Jedosia in mitleidiger Zärtlichkeit und sah die Maslowa mit ihren hellblauen Kinderaugen an, und ihr ganzes fröhliches, junges Gesicht veränderte sich, als wäre sie bereit zu weinen.

Die Maslowa erwiderte nichts, ging schweigend an ihren Platz, den zweiten von der Ede, neben der Korablewa und setzte sich auf die Britschenbretter.

„Ich glaube, sie hat auch nicht geessen,“ sagte Jedosia, stand auf und trat zur Maslowa.

Die Maslowa legte, ohne zu antworten, die Semmel auf das Kopfende und begann sich zu entkleiden; sie nahm das staubige Sträflingskleid ab und das Kopftuch von dem kraus gewordenen schwarzen Haar und setzte sich.

Die am andern Ende der Britschen mit dem Jungen spielende buckelige Alte kam auch heran und blieb vor der Maslowa stehen.

„Tf, tf, tf!“ machte sie mit der Zunge und schüttelte mitleidig den Kopf.

Der kleine Junge trat auch hinter der Alten herzu, riß die Augen weit auf, streckte die Oberlippe im Winkel vor und starrte auf die Semmel, welche Maslowa mitgebracht. Als die Maslowa all diese mißführenden Gesichter sah, nach all dem, was heute mit ihr vorgegangen war, da begann sie beinahe zu weinen, und ihre Lippen fingen an zu zittern. Aber sie bemühte sich, standhaft zu bleiben und blieb standhaft, bis die Alte und der kleine Junge herankamen. Als sie aber das gute, mitleidige Gispeln der Alten hörte und namentlich, als sie mit den Augen dem kleinen Knaben begegnete, der seine ernststen Blicke von der Semmel auf sie richtete, konnte sie sich nicht mehr halten. Ihr ganzes Gesicht zitterte, und sie begann zu schluchzen.

(Fortsetzung folgt.)

## „Die Geispenster.“

Deutsches Theater.

Die „Geispenster“ sind vielleicht das Drama Ibsens, das am meisten beschimpft worden ist. Als es in Berlin zum erstenmal gegeben wurde, murmelte (weim ich mich recht erimere) der alle ehrliche Blumenthal etwas von einer „Rechtsfreude“, die er sich nicht wolle verdüstern lassen. Die guten Leute, die ein Drama für unsittlich halten, weil in seinem Vorwurf Unsittlichkeit steckt, fanden sich in hellen (oder besser: in dunklen) Häufen ein und strengten ihre Demuziantenlehren recht wacker an. Sehr, welsch ein Familienbild! Dieser Mensch entweicht das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Der Sohn ist ein sittenloser Mensch, der die „wilde Ehe“ verteidigt, und sich auch andre Grenel zu Schulden kommen läßt. Die Mutter ist nicht viel besser. Ihrem verstorbenen Mann hat sie davonlaufen wollen, um sich einem Pastor an den Hals zu werfen. Der Pastor ist (natürlich!) als ein

# Die Sucknure.

Von George Auriol (Paris).

Personen { Ein Deputierter.  
Ein blasser Jüngling.

Der blasse Jüngling: Habe ich die Ehre, mit Herrn Gize zu sprechen?

Der Deputierte: Der bin ich, mein Herr.  
Der blasse Jüngling: Sehr wohl... ich bitte um Verzeihung, mein Herr; ich komme wegen — oder vielmehr nein; ich habe gehört, Sie brauchen einen Sekretär.

Der Deputierte: Das stimmt.  
Der blasse Jüngling: Vielleicht hat Ihnen Herr Bigarneau von mir erzählt? Mein Name ist Plume.

Der Deputierte: Ah, sehr gut!... Bigarneau hat mir allerdings von Ihnen gesprochen... Sie sind Abiturient? Sehr gut! — Also, mein verehrter Herr Plume, die Sache ist abgemacht; ich nehme Sie zu mir. Mein Gott, ich weiß ja, das Gehalt ist zum Anfang nicht...

Der blasse Jüngling: Oh, damit bin ich einverstanden.  
Der Deputierte: Ich zahle 75 Frank monatlich. Es ist allerdings wenig, es ist sogar sehr wenig... Aber Sie sind jung, Herr Plume, Sie werden Ihren Weg schon machen, davon bin ich überzeugt. Als Gegenleistung für diese bescheidene Summe verlange ich von Ihnen fast gar nichts! Sie wissen, ich bin ein sehr einfacher Mann. Wenn Sie bei mir eintreten, werden Sie nicht mein Angestellter sein, sondern mein Freund, mein Kamerad.

Der blasse Jüngling: Oh, mein Herr!  
Der Deputierte: Jawohl, mein Kamerad; sogar mein Kumpan, wie Ihr jungen Leute sagt, — mein Kumpan!

Der blasse Jüngling: Sie sind wirklich zu liebenswürdig.  
Der Deputierte: Sie sind hier Ihr vollständig eigener Herr. Ich existiere nicht; Sie können thun und lassen, was Sie wollen. Ihre Arbeit ist übrigens ganz unbedeutend. Sie kommen morgens um 7 Uhr! Sie werfen einen Blick auf mein Cabinet, bringen meine Papiere in Ordnung, und — Du lieber Gott, wenn rechts oder links ein bißchen Staub liegt — das geht nun einmal nicht anders — so'n bißchen ausgefegt ist ja bald! Um acht Uhr gehen Sie hinunter und holen die Post; Sie benötigen gleich die Gelegenheit, um mir meine Milch heraufzubringen, die Sie wohl so freundlich sind, für mich warmzustellen. Um 9 Uhr diktiere ich Ihnen ein Duzend Briefe. Um 10 Uhr kommt mein Artikel für die „Agence de Sud-Ouest“ an die Reihe. Sie schreiben ihn mit besonderer Einte und ziehen dann zwölf bis fünfzehn Kopien auf dem Autokopisten ab. Wenn das geschehen ist, convertieren Sie die Artikel, bringen die Briefe zur Post und kommen wieder, um mir die Provinzzeitungen vorzulesen. Von 11—12 Uhr ruhen Sie sich aus und amüsieren sich damit, daß Sie mir Cigaretten für meinen Tagesbedarf drehen. Ich habe einen famosen Apparat... ein kleines Wunder... es giebt nichts Hübscheres, als damit zu arbeiten. Sie werden ja sehen. Um 12 Uhr gehen Sie frühstücken.

Der blasse Jüngling: Sehr wohl!  
Der Deputierte: Nachmittags kopieren Sie mir bis 3 Uhr einige Kapitel aus meinem letzten Roman. Um 3 1/2 Uhr holen Sie mich aus der Kammer ab, um die Brüsseler Korrespondenz fertigzustellen. Ich übergebe Ihnen das erforderliche Material, Sie laufen ans Telephon, und wenn das besorgt ist, erwarten Sie mich im Café Régence, wo ich mit Coquelin Cadet meine Domino-Partie spiele. Ich gebe Ihnen die Liste für einige kleine Besorgungen, die noch zu machen sind, und... mein Gott, das ist so ziemlich alles... Meistens sind Sie schon vor 9 Uhr frei. Sie sehen, mein lieber Herr Plume, das ist nicht zum Bäume-Anstreichen.

— Ist Ihnen das recht?  
Der blasse Jüngling: Gewiß, gewiß! mein Herr! Aber bevor ich mich entscheide, möchte ich noch eine kleine Frage an Sie richten?

Der Deputierte: Richten Sie!  
Der blasse Jüngling: Sind Sie mit Ihrer Wäjäherin zufrieden?

Der Deputierte: Gahahaha! Weshalb denn?  
Der blasse Jüngling: Wenn Sie nämlich nur im geringsten mit ihr unzufrieden sein sollten, so könnte ich ja recht gut in meinen Freistunden Ihre Wäjähe ausbessern, sticken, reinigen und plätten! — („Frankfurter Zeitung.“)

## Kleines Feuilleton.

— Etwas über Krystallbildung. Ende vergangenen Jahres fanden sich in Regensburg beim Ausheben eines Baugrundes in der Tiefe von 4 Meter Baureste vom römischen Prätorium, unter denen ein Estrich aus dem bekannten römischen Ziegelmörtel wegen seiner außerordentlichen Festigkeit Bewunderung erregte. Diese Mörtelschicht hat auch naturwissenschaftliches Interesse, da, wie die illustrierte Wochenschrift „Mutler Erde“ berichtet, sie in Spalten und sonstigen kleinen Hohlräumen eine Mineral-Neubildung enthält. Diese Höhlungen sind nämlich ausgefüllt von zahlreichen kleinen Krystallen, die, wie die chemische Untersuchung gezeigt hat, aus C O<sub>2</sub> Ca, kohlensaurem Kalk, bestehen. Die

kompletter Dummkopf geschildert. Und erst die übrigen Personen! Der Vater ist an seinen Ausschweifungen zu Grunde gegangen. Der Tischler Engstrand ist ein scheinheiliger Schuft und die Regine ist eine Dirne von nicht gewöhnlicher Frechheit. Ist das Poesie? Wir wollen Poesie, die reine Poesie des deutschen Gemüts! Und dann gingen sie zu Blumenthal!

Aber nicht nur von diesen Leuten, die sich zunächst jedem Dichter in den Weg stellen, hatten die „Sespenster“ zu leiden. Auch andre Gegner fanden sich ein. Die Mediziner tabelten das Krankheitsbild, womit sie ja am Ende recht haben mögen. Schildert man eine Krankheit, übernimmt man schließlich auch die Verpflichtung, sie korrekt zu schildern. Damit aber ist auch dieser Kritik die Grenze gezogen. Im übrigen sind die Mediziner, wenn sie Dichtungen kritisieren, etwa so geschickt, wie Stöder, wenn er von den modernen Naturwissenschaften spricht. Auch der geistreiche Einwand, daß die Vererbung „noch gar nicht erwiesen sei“, fehlte natürlich nicht. Und nun erst die Revisoren! Die älteren Professoren schüttelten die Köpfe und lächelten mitleidig. Der Mensch hat ja keine Ahnung! Nichts weniger, als alles fehlt, Herr Kollege! Und dann freuten sie sich über den armen Jbsen und natürlich auch über ihre eigene Klugheit.

Die Anekdote erzählt von einem Engländer, der eine Landschaft mit seinem Wädeler vergleicht und dabei einen im Buch verzeichneten Berg nicht finden kann. Er sucht und sucht und kommt schließlich zu dem Resultat: „Die Landschaft ist nicht richtig!“ Ganz ähnlich standen die Theoretiker vor Jbsens Drama. In ihrem ästhetischen Wädeler stand manches verzeichnet, was nicht im Drama zu finden war. Wo war die Schuld? Wo waren die fünf (sind es nicht fünf?) bedeutungsvollen Stellen, die nach Freitags „Rechnit“ in einem guten Drama sein müssen? Wo war die „sittliche Weltordnung“? Gerade auf die war man besonders erpicht, denn es ist ein angenehmes Gefühl, die Welt in Ordnung zu wissen. Man fand das alles aber nicht, und so erklärte man wie jener Engländer: „Die Tragödie ist nicht richtig.“

Schließlich fiel einigen, denen es um die bedrohte Sittlichkeit zu thun war, der alttestamentarische Satz ein, nach dem die Sünden der Väter an den Kindern heimgejucht werden. Da hatte man ja — endlich! — die „Schuld“, wenn auch merkwürdigerweise nicht der der Schuldige, sondern vielmehr der Unschuldige die Last bezahlen mußte. Viel weiter kam man auf diesem Wege also auch nicht. Die ganze Betrachtungsweise war von vornherein falsch. Kammerherr Alving ist nämlich genau so unichuldig wie Oswald und so gehen schließlich in dem vertrachten Stück zwei Unschuldige zu Grunde. Die Sache ist nämlich — erschrecken Sie nicht —, daß die moderne Tragödie die Schuld gestrichen hat. Von Oswald, dessen Unschuld zu Tage liegt, reden wir nicht. Aber sehen wir uns seinen Vater an. Frau Alving, die keine Schönfärberin genannt werden kann, ist es selbst, die ihn von Schuld befreit. Er hatte keinen Beruf, er hatte nur eine Beschäftigung; er hatte keine Freunde, er hatte nur Bekannte. Er lebte in einer engen Welt, die seine gesunde Natur verdarb und ihre Kraft in Ausschweifung verkehrte. Frau Alving erklärt seine Laster aus seinem sozialen Milieu und löst so seine Schuld in sociale Notwendigkeit auf. Auch in andren Tragödien liegt es klar zu Tage, daß die Schuld gestrichen ist. Warum gehen eigentlich die „Weber“ zu Grunde? Etwa weil sie einem Ehrenmann wie Herrn Dreißiger einige von den Möbeln zerfälsagen, die er ihnen in höchst legaler Weise gestohlen hat? Ah nein! Sie scheitern an der leidigen Thatsache, daß auf seiten der Unternehmer die größeren Bataillone sind. Sie haben gelitten und gehungert; sie haben zehntausendmal recht mit ihren Forderungen an die Gesellschaft und trotzdem müssen sie unterliegen, weil keine Klasse siegen kann, wenn hinter ihrem Recht nicht auch die Macht steht. Es ist das eine historische Notwendigkeit und vor dieser Notwendigkeit fallen die „Weber“, obwohl ihr Recht so klar ist wie der helle Tag.

Die moderne Weltanschauung glaubt nicht, daß der Mensch die Welt, sondern ungekehrt, daß die Welt die Menschen bestimmt. Wer das Individuum frei handelnd, in den Mittelpunkt stellt, muß ihm freilich auch die Verantwortung überlassen und kommt so zur tragischen Schuld. Wer aber den Menschen als bestimmtes und bedingtes Wesen sieht, der fragt nicht nach der Schuld, sondern nach dem kausalen Zusammenhang. Mit andern Worten: nach der Notwendigkeit. Wir sehen aber täglich und stündlich den Menschen im Zusammenhang der ganzen Gesellschaft. Wir werden fortwährend für Dinge verantwortlich gemacht, an denen wir unichuldig sind. Das Leben bläut es jedem ein, daß er nicht auf sich selbst gestellt ist. Wir hängen von der Welt ab, in der wir leben. Die Ereignisse in Südafrika betreffen auch unser Schicksal, und wenn Publiner ein Stück schreibt, leiden wir alle. Wir fragen nicht mehr nach der tragischen Schuld, wir fragen nach dem Zusammenhang alles Geschehens, nach der Notwendigkeit.

Vor kurzen wurde in Berlin der „Oedipus“ gegeben. In einer Weise ist die moderne Kunst zur Tragik dieses antiken Stücks zurückgekehrt, aber freilich: in ihrer Weise. Die Notwendigkeit im „Oedipus“ ist eine blind und grausam verhängte, die uns mit Entsetzen erfüllt. Die Notwendigkeit, die wir suchen, ist die vernunftgemäße, die Notwendigkeit des Denkens. Von der Notwendigkeit des „Oedipus“ sind wir nicht nur durch eine Welt, sondern durch Welten getrennt. Der Begriff des Tragischen hat sich gewandelt, nicht nur seit den Tagen des Sophokles, sondern auch seit denen Schillers. Alles flieht. —

Erich Schallier.

Krystalle sind äußerst dünne, bläuliche Blättchen, die kaum eine seitliche prismatische (hexagonale) Begrenzung zeigen. Der Durchmesser der Blättchen beträgt etwa 2 Millimeter, die Dicke ist geringer als 0,2 Millimeter. Es liegt also hier einer der wenigen Fälle vor, wo man das ungefähre Alter einer natürlichen Krystallbildung berechnen kann. Das römische Gebäude ist aller Wahrscheinlichkeit nach im dritten Jahrhundert n. Chr. entstanden und bei der Vertreibung der Römer aus Regensburg am Ende des vierten Jahrhunderts zerstört worden. Jener Estrich kann also 1500 Jahre unter der Erdoberfläche gelegen haben. Es ist aber auch möglich, daß der Bau noch länger bestanden hat, doch ist auch dann noch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß jener Estrich 1200 Jahre unter der Erde gelegen hat; es wäre dies also die Dauer des Krystallisationsprozesses. Und doch sind in diesem immerhin recht respektablen Zeitraum erst jene winzigen Krystalle entstanden, die kein Centigramm wiegen! Bedenkt man, daß der ja häufig in der Natur vorkommende Calcit sich sehr oft in Centi- und Decimeter großen Krystallen findet (in der bayrischen Staatsammlung in München liegt ein Calcitrhomboeder, dessen Kanten 20 bis 30 Centimeter messen), daß er ferner meist in einem dichteren Material, das der Zirkulation des lösenden und wieder ablegenden Wassers bedeutend mehr Widerstand entgegensetzt als ein poröser Mörtel, ankrystallisiert ist, so kann man sich einen ungefähren Begriff machen, welche unendlich altes Gebilde eine schöne Calcitkruste ist.

### Theater.

**Freie Volkshöhne:** „Die drei Töchter des Herrn Dupont“. Schauspiel in drei Aufzügen von Eugen Brieux. — Das Stück ist bereits im „Vorwärts“ besprochen worden, als es zum erstenmal aufgeführt wurde. Von einem dichterischen Wert kann keine Rede sein. Die Satire ist zeitweise grotesk übertrieben und auch viel larvontante Sentimentalität bekommt man zu kosten. Wird die Arbeit schlecht und recht als ein Theaterstück betrachtet, hat sie einige Vorzüge, die bereits in der ersten Besprechung hervorgehoben sind. Diese Vorzüge mögen die Wahl des Stücks immerhin rechtfertigen.

Ueber die Aufführung ist nichts als Unerfreuliches zu berichten. Im zweiten Akt herrschte ein Durcheinander, daß einem die Haare zu Berge standen. Die Schauspieler schienen willig die Sache als eine Art Kinderkomödie aufzufassen, in der es geht, wie es eben gehen kann. Herr Pagah gefiel sich als Possenreißer und Emma Sydow würde selbst in Lüneburg dem besseren Publikum auf die Nerven fallen. Die Schauspieler scheinen die idealen Tendenzen der „Freien Volkshöhne“ nicht zu kennen oder nicht zu verstehen. Das ist ein Bildungsmangel, über den wir mit ihnen nicht rechten wollen. Was aber sagt eigentlich Herr Reumann-Hofer zu der Sache? Es kann ihm doch nicht gleichgültig sein, daß man gerade in seinem Theater Dinge sieht, die man glücklicherweise in Berlin sonst nirgends sieht. Daß die Scenerie, in denen Waldow, Elise Sauer und Marie Elfinger die Bühne beherrschten, besser ausfielen, wollen wir gern hervorheben. Gute Schauspieler haben den Respekt vor ihrem Handwerk, den die schlechten nicht einmal begreifen, geschweige denn lernen können. Waldow freilich hätte besser lernen können. — E. S.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

1. Die chemische Zusammensetzung des Fleisches von Säugetieren und Vögeln sowie der Hühnereier war der Gegenstand einer Reihe von Untersuchungen, die der Nahrungsmittel-Chemiker Balland der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt hat. Seine hauptsächlichsten Resultate lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: Das Fleisch der vier Viertel der hauptsächlichsten Säugetiere, die zur Nahrung dienen (Rind, Kalb, Ziege, Hammel, Gase, Schwein, Esel, Pferd und Maultier) enthalten, nachdem die eigentlichen Fettschichten beseitigt sind, durchschnittlich 70 bis 78 Proz. Wasser, 1/2 bis 3/4 Proz. Mineralstoffe, 1,4 bis 11,3 Proz. Fett und 3 bis 1/2 Proz. Stickstoff. Herz, Leber, Lungen und Nieren enthalten dieselben Mengen an Wasser und Stickstoff wie mageres Fleisch, der Fettgehalt bleibt unter 5 Proz., der Aschengehalt (d. h. der Gehalt an Mineralstoffen) schwankt zwischen 1 und 1,7 Proz., übrigens findet sich in den Lungen etwas Mangan. In dem Blut vom Rind, Kalb, Hammel oder Schwein finden sich bis zu 88 Proz. Wasser, unter 1/2 Proz. Asche, Spuren von Fett und ebensoviel Stickstoff wie in dem Fleisch der vier Viertel, die begreiflicherweise immer weniger Wasser enthalten als das Blut. Geröstetes oder gebratenes Fleisch birgt in trockenem Zustande etwa die gleichen Mengen Stickstoff, Fett und Mineralstoff in sich wie das rohe Fleisch. Wenn aber in Betracht gezogen wird, daß das Fleisch beim Braten erheblich an Wasser verliert und dadurch zusammenschrumpft, so ist der Nährwert von gebratenem Fleisch für das gleiche Gewicht erheblich größer als der von rohem Fleisch. Der Wassergehalt geht beim Braten je nach der Dicke der Stücke und der Dauer der Verkohlung mit dem Feuer auf 64 bis 42 Proz. zurück. Gelochtes oder zu Ragout verarbeitetes Fleisch verliert während des Kochens nicht nur Wasser, sondern auch lösliche Stickstoffsubstanzen, Fett und besonders Mineralstoffe, die in die Bouillon der Suppe oder in die Sauce des Ragouts eingehen, auch dann bleibt jedoch das gelochte Fleisch für ein gleiches Gewicht noch nahrhafter als das wasserreichere rohe Fleisch. Das

Fleisch von Vögeln (Enten, Gänse und Hühnern) enthält dieselben Nährstoffe wie das Fleisch der Säugetiere, aber in etwas höherem Verhältnis, da der Wassergehalt noch nicht 70 Proz. beträgt und in den gebratenen Hühnern z. B. bis auf 52 Proz. herabgeht. Eine besondere Ernährung verdienen noch die Hühnereier. Das Weiße und das Gelbe haben bekanntlich eine verschiedene Zusammensetzung: das Eiweiß enthält 86 Proz. Wasser, 12 Proz. eigentlichen Eiweißstoff (Albumin) und 1/2 Proz. Mineralstoffe, das Gelbe nur 51 Proz. Wasser, 15 Proz. Stickstoff, 30 Proz. Fett und 1 1/2 Proz. Mineralstoffe. Das Ei im ganzen besteht zu 3/4 seines Gewichts aus Wasser, liefert also zu einem Viertel reine Nährstoffe. Zwei Eier wiegen ohne die Schalen durchschnittlich 100 Gramm und danach besitzen 20 Hühnereier ziemlich genau den gleichen Nährwert wie 1 Kilogramm Fleisch. Somit liefert ein Huhn immerhalb weniger Tage eine Menge von Nährstoffen, die seinem eignen Gewicht gleich kommt. Um die Bedeutung der Hühnereier für die Ernährung großer Städte durch ein Beispiel zu veranschaulichen, sei darauf verwiesen, daß im Jahre 1898 am Detroi in Paris 538 299 120 Eier deklariert wurden, die bei einem Durchschnittsgewicht von je 50 Gramm einen Nährwert von fast 27 Millionen Kilogramm darstellten d. h. eben so viel wie das Fleisch von 168 200 Rindern mit je 400 Kilogramm Fleischgewicht. Die nach Paris in jenem Jahre eingeführten Hühnereier haben dieselben Menge von Nährstoff in die Stadt hinein gebracht wie zwei Drittel sämtlicher eingeführter Rinder. —

### Humoristisches.

— Die mittelidige Nachbarin. Frau A.: Die Stimme meiner Marna hat schon schweres Geld geloset.

Frau B.: Ja, läßt sich dem gar nichts dagegen thun? —

— Die Sentenz des Fachmanns. Kapellmeister Weinreber vom Hoftheater zu K hat eine neue Oper „Titirel“ in ausgesprochenem Bayreuther Stil komponiert und will sie an seiner Oper zur Aufführung bringen. Die Orchesterproben gestalten sich ungemein schwierig; namentlich will die eine Stelle, in der sich eine Hornstimme von einem komplizierten Figurenwerk abheben soll, absolut nicht herauskommen. Die Stelle wird unter steigender Ungeduld des Dirigenten sieben- achtmal durchgenommen, alles vergebens. Da meldet sich, als Weinreber wieder einmal abgellopft hat, der betreffende Hornist zum Wort:

„Herr Kapellmeister, Sie können sich darauf verlassen, das kriegen wir nicht heraus: die Stelle ging ja schon im „Tristan“ nicht!“ —

— Günstige Konjunktur. Tourist (der mit einem Gaufrierer zusammen vor einem wütenden Ochsen stüchelt): Teufel, wenn man doch wenigstens noch eine Waffe bei sich hätte!

Gaufrierer (leuchtend): Ich hob' Taschenmesser, wollen Sie eins kaufen? — (Lust. Bl.)

### Notizen.

— Im Berliner Opernhause soll Aubers Oper „Das eberne Pferd“ noch im Mai zur Aufführung gelangen. —

— Bei der Erstaufführung des Schauspiels „Familie Balvach“ von Franz Adamus im Wiener Deutschen Volkstheater gab es einen Theaterstempel. Einzelne Streichungen der Censur und besonders der Ton der Darstellung ließen die Spitze gegen die Arbeiterführer so scharf wie möglich hervortreten, so daß der schroffste Widerspruch bei einem Teil des Publikums hervorgerufen wurde. —

— Ein „Wendisches Museum“ ist in Danzig eröffnet worden. Seine Grundlagen bilden ethnographische und andere Gegenstände über die Wenden. —

— Bei Grabungen in einem Weinberg in der Nähe des Kolonoshögels, eine halbe Stunde außerhalb Athens, wurde soeben das Grab des Sophokles entdeckt. Innerhalb des Sarkophags fanden sich nur die Schädelknochen und 14 wertvolle attische Leithoi (Gefäße, worin Öl oder wohlriechende Essenzen aufbewahrt werden), zu der Gattung der sogenannten weißen gehörig. Auf der Grabtafel ist, wenn auch etwas verstümmelt, der Name „Sophokles“ zu lesen. —

— Das Wetterhaus auf der Zugspitze, die letzten Herbst fertig gewordene meteorologische Station, wird demnächst von einem jungen Astronomen bezogen werden. Die Station wird Sommer wie Winter einen Assistenten haben. Das Wohnzimmer, dessen beide Wände durch Einlage von Korl, Liche und Pappe gegen Kälte wie Hige geschützt sind, wird eine reichlich ausgestattete Vorratskammer erhalten. Eine gute Bibliothek soll Unterhaltung bieten. Durch das Telephon wird der Astronom seine Meldungen nach München machen und sonst Beobachtungen, Erkrankung, Hilfeleistung zc. ins tiefe Thal melden. Im Winter wird's ihm an Bewegung nicht fehlen. Oft wird er den Schnee vor den Fenstern und Thüren wegschaufeln müssen, außerdem muß er selbst seine Wäsche waschen, Brot baden zc. Vom Oktober bis Mai darf er sich auf völlige Einsamkeit gefaßt machen, in der ihn nur Sturm, Gewitter und Schnee besuchen werden. —

— Pola über die Kritik. „Die Kritik gleicht ganz der Pariser Feuerwehr. So wie ein Unglück passiert, ist sie gleich am nächsten Morgen zur Stelle, um mit den Abräumungsarbeiten zu beginnen.“ —